

Die französische und die deutsche Rachel.

(Aus der Berliner „deutschen Reform.)

Die französischen Gäste haben uns für den Augenblick verlassen; ihre ersten Leistungen gehören der Erinnerung an; ich glaube daher ohne irgend einen Verstoß ihnen ein Kapitel in den meinigen widmen zu dürfen. Man erwarte keine Kritik; die hier gefundene muß den Gästen vollkommen genügen; die Journale aller Farben haben sie einer gleich ehrenden Anerkennung gewürdigt, haben sämmtlich, die Nationalität verleugnend, sich auf den Standpunkt französischer Kunstanschauung gestellt, und das wahrhaft Treffliche der Leistungen mit Liebe, mit Begeisterung anerkannt; das Publikum stimmte in die letzteren ein, mit einer Stimme bezeichnen Beide Mlle. Rachel als eine erhabene geniale Kunsterscheinung, eine glorreiche Zierde der gegenwärtigen Bühne. Das ist sie auch ganz gewiß; das kompetente Urtheil Europas ist gefällt — und die Akten über diesen Punkt geschlossen.

Aber die Franzosen gehen weiter: ihnen ist die Rachel die größte dramatische Künstlerin, nicht nur der französischen Bühne, nicht nur der Gegenwart, sondern aller Bühnen und aller Zeiten. Auch darin haben sie Recht: von ihrem Gesichtspunkt aus.

Das französische Raisonnement ist bekannt: Europa ist moralisch der größte Welttheil, Frankreich in diesem Welttheil das größte Land, Paris in ihm die größte Stadt, in ihr das Théâtre français die größte Bühne, auf derselben Mlle. Rachel die größte Künstlerin, ergo: ist sie die größte Künstlerin der Welt. Wir wollen das einmal zugeben! Nun schließen sie weiter: da sie in diesem Jahrhundert nichts ähnliches gesehen, und da diese einzige Erscheinung Rachel heißt, und sie im Besitz dieser Größe sind, so gibt es auch nur eine Rachel und diese ist ihr Eigenthum.

Hierin liegt der Irrthum und ich komme wieder auf den alten Akiba zurück: „Alles schon da gewesen!“

Die Franzosen hatten seit Menschengedenken nur diese eine Rachel; Europa hat deren einige gehabt. Mögen die Engländer für ihre Miss Dngl, Gamble &c. in die Schranken treten; mein Patriotismus bricht nur eine Lanze für deutsche Künstlerinnen. Die lebenden Größen unter ihnen zu würdigen, überlasse ich dem Publikum und der Kritik; ich werde keine nennen, denn ich will auch nicht negativ verlegen; ich wende

meine Begeisterung der Vergangenheit, den Todten zu: ich lebe nur noch in „Erinnerungen.“

Ja! Deutschland hatte seine Rachel! aber sie war eben — Deutschlands Rachel! — Sie war, sage ich, denn ich glaube, sie ist gestorben. In diesem „glauben“ liegt die ganze trostlose Kritik deutscher Kunstverhältnisse. Wenn Jemand, der die Kunst begeistert liebt, nach kurzer Abwesenheit aus dem Vaterlande, den glänzendsten Stern derselben, wenige Jahre nach dessen Verschwinden vom Horizonte der Bühne, im tiefen Meere der Vergessenheit fruchtlos sucht, wenn er vergebens nach dem Grabe der größten Künstlerin seiner Zeit forscht, an ihr Dasein oder ihren Tod nur glaubt, je nachdem ein flüchtiges, sich oft widersprechendes Gerücht zu seinen Ohren gedrungen, so muß der Patriot schweigen; denn jede weitere, auch nur leise Erwähnung dieses Zustandes verletzt sein innerstes Gefühl als — Deutschen!

„Das ist bei uns das Loos des Schönen auf der Erde.“

Im vergangenen Jahre starb die Mars. — Es lebt kein Kunstfreund in Irkutsk oder Tobolsk, den die Kunde ihres Dahinscheidens nicht durch die Leichenseier, welche die Journale ihrem Andenken weihten, erreicht hätte. Ganz Frankreich begleitete sie auf ihrem letzten Gange, denn ganz Frankreich wird durch Paris vertreten, und Deputirte jeden Standes, Alters und Geschlechts vertraten wiederum Paris bei diesem glänzenden Leichenzuge. Minister und Deputirte, die höchsten Civil- und Militärbehörden, die Universität, die polytechnische Schule, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker, gefolgt von dem Drange der Massen des Volks, die den Anblick einer Völkerwanderung darboten, wallten in gepreßten Reihen nach dem Père la chaise, ihr Lorbeerblatt der großen Todten darbringend, das, zum ehrenden Kranz gewunden, der Dahingeshiedenen auf die Bahre gedrückt und unter den Thränen und der Theilnahme einer Weltstadt in die Gruft hinabgesenkt wurde. Der Telegraph trug die Nachricht ihres Todes an die entferntesten Gränzen des Reichs, sämmtliche Journale verbreiteten sie über den Erdboden. Das war das Ende der großen Mars. Sie lebte und starb in — Frankreich.

Kurze Zeit darauf las ich in irgend einem Winkelblättchen Baierns: die große Sophie Schröder sei gestorben. Etwas Näheres erfuhr ich nicht, trotz mancher Forschung und Bemühung. Somit „glaube“ ich, sie ist todt. Jedenfalls hat, oder würd ihr Hin-

scheiden keine viel größere Sensation erregen, als das eines Buchhalters von Schägler in Augsburg, oder eines Commis-voyageur der berühmten Tabaksfabrik Vogbeck in Augsburg und Laar. Moralisch ist sie schon lange gestorben. — Das war das Ende der großen Sophie Schröder. Sie lebte und starb in — Deutschland.

Wenn ich ein Wort der Erinnerung der „deutschen Rachel“ weihen, so kann ich dies nicht würdiger thun, als durch den Vergleich mit der französischen; je leuchtender deren Verdienst erglänzt, desto strahlender wird das Gedächtniß Jener noch einmal, wenn auch nur momentan, aus dem Sarge der Vergessenheit aufstauen.

Meine hohe Verehrung für die französische Künstlerin habe ich bereits vor ihrem Auftreten in diesen Blättern ausgesprochen. Ich beschrieb ihre Leistungen, machte die Leser auf die Einzelheiten ihrer Darstellungsweise aufmerksam, nannte sie die Vertreterin der französischen Schule, und baute auf ihre Leistungen die Hoffnung, durch sie die Vorurtheile verschleucht zu sehen, die man bei uns gegen diese Schule hegt. — Ich hatte Demoiselle Rachel nie gesehen, aber ich war meiner Sache gewiß, denn Paris und London hatten sie als große Tragödin anerkannt, und sie war ein Zögling jener Schule, mithin konnten nur die Kenner jener Hauptstädte irren, was nicht anzunehmen war, oder meine Voraussetzung mußte sich realisiren. Demoiselle Rachel hat sie auf das Glänzendste gerechtfertigt, ja in meinen Andeutungen über „Maria Stuart“ sogar übertroffen.

Ich will in dieser Beziehung nur eines hier erwähnen: man hielt bisher in Deutschland den sprachlichen Vortrag der französischen Schule für manierirt, affectirt, hohl und auf Stelzen gehend; man beschuldigte sie der Leere eines falschen Pathos und der Annatur; man verwechselte die gehörte Rede schlechter oder ungeschulter französischer Schauspieler mit den Lehren ihrer Schule, schrieb auf die Rechnung dieser das Geschrei, das Tremuliren der Stimme, die schroffen Uebergänge im Vortrag; belastete sie mit der Sünde einer verzerrten Gestikulation, eines affectirten Mantelspiels, der Entstellung des leidenschaftlichen Ausdrucks bis zur Fraze und Grimasse.

Mit den Lehren dieser Schule innigst vertraut, sprach ich es offen aus, daß sie von all diesen Thor- und Tollheiten nichts lehre und nichts wisse, daß ihre Regeln auf die höchste Wahrheit und edelste Natur gegründet wären, und daß Elle. Rachel — die Vertreterin und Rechtfertigerin dieser Schule — hiervon den thatsächlichsten Beweis liefern würde. In dieser Eigenschaft, sagte ich, sei sie mir ungleich interessanter, denn als individuelles Genie, das spurlos nach seinem Abtreten von der Bühne verschwinde,

denn sie dürfte durch den Beweis, wie sehr die Schule selbst das Genie reinige und läutere, das Bedürfniß einer solchen Schule in Deutschland fühlbar machen, dem es so ganz und gar daran fehle.

Elle. Rachel hat meine Prophezeiung auch in diesem Punkte gerechtfertigt; als Beweis dafür gelte der unumwundene Ausspruch hochachtbarer Künstler: daß selbst deutsche Schauspieler sich den natürlichen, wahren Vortrag des Gastes als Muster zur Nachahmung wählen könnten.

Von dieser Seite wäre mithin nichts mehr über die Rachel zu sagen; ihre schulgerechte Vollkommenheit als Künstlerin, glaube ich, wird wohl von Niemanden bestritten werden.

Etwas Anderes ist es mit ihrer Eigenthümlichkeit als Genie, mit ihren Leistungen, insofern sie über alle Regeln der Kunst hinausgehen und nur nach dem Maßstab des Ideellen bemessen werden können, mit nothwendiger Rücksicht auf ihre Individualität und die Mittel, die die Natur ihr verliehen. Nach diesen zu urtheilen halte ich das hochtragische Gebiet nicht für das ihr eigenthümlich angewiesene; man mißverstehe mich nicht: nicht als ob ich ihre hohe Vortrefflichkeit in dieser Sphäre nicht vollgültig anerkennte, ich sage nur, daß diese eben aus der Kunst hervorgeht, die bei ihr, auf dem hohen Grade der Vollendung, die Mängel der Natur wohl ersetzt, sie aber nicht befähigt, die moralische Größe zu erreichen, die ihrem Genie unmöglich entgehen könnte, hätte die Natur sie auch liebend von dieser Seite unterstützt.

Diese Ueberzeugung, die ich durch ihr Anschauen gewonnen, erklärt mir ein Räthsel in der Wahl ihrer Rollen, bevor ich sie gesehen, und das mir nun gelöst erscheint. Ich deutete hinsichtlich ihres ersten Auftretens damals in diesen Blättern darauf hin, daß mir die Sabine in den „Horazern“ die eigentlich erste und Hauptrolle erschiene, worin mir Jeder beistimmen würde der die Rachel nicht gesehen, denn aus ihren Händen würde sicher jede Rolle als erste hervorgehen, mithin auch die „Camille“. Auch diesen Ausspruch hat sie vollkommen gerechtfertigt; das ganze Trauerspiel konzentrirte sich in ihrem Part; warum sie aber diesen Part gewählt, und ebenso die „Hermione“ statt der „Andromaque“, die die eigentliche hochtragische Rolle im Stücke ist, das ist mir jetzt erklärlich, und scheint meine obige Ansicht zu rechtfertigen, wie den Beweis zu liefern, daß sie selbst fühlen mag, wie das rein Hochtragische nicht die ihr von der Natur angewiesene Sphäre sei.

Ihr erstes Erscheinen deutet dieses an. Eine schwächliche, zarte, mehr dünne als zierliche Gestalt gewährt uns au premier abord nicht den Eindruck einer tragischen Größe; die Ruhe ihre Erscheinung war bewundernswerth; — das war die Frucht der Schule; aber was keine Schule geben kann, den

Ausdruck der tragischen Kraft auch in der Persönlichkeit, der hinreißende Zauber der erschlossenen Gefühlswelt, das kam nicht zur Geltung, denn die Natur hat es versagt.

An die Jugend der Gegenwart kann ich mich nicht wenden; aber an Euch appellire ich, Ihr gereiften Männer, Ihr Jünglinge von 1815, die Ihr damals die deutsche Rachel gesehen! Erinnert Ihr Euch jener kleinen, wahrhaftig nicht reizenden, eher unbedeutenden Gestalt? — Ihr müßt! denn wer sie gesehen, konnte sie nicht vergessen! — erinnert Ihr Euch noch jener Erscheinung der Sophie Schröder, wenn sie als Fürstin von Messina in der Mitte ihrer Söhne auftrat? Jeder von ihnen war zwei Köpfe höher, aber die Fürstin und die Ehrfurcht gebietende Mutter überragte sie um eben so viel in der kleinen winzigen Gestalt; auch sie glich in der erhabenen Ruhe ihrer Erscheinung der französischen Rachel; aber in der imponirenden geistigen Größe stand sie über allem Vergleich. Ich sah sie unzählige Male neben dem kolossalen Esclair; sie mußte hoch zu ihm hinaufschauen, um sein Auge zu erreichen, aber wenn ihr Blick ihn traf, senkte der des Riesen sich scheu zur Erde. Das war die Gewalt der ihr inwohnenden tragischen Kraft.

Das erste Auftreten der französischen Rachel ist ein Appel an das Mitgefühl der Hörer; dieses schmachttende Auge, dieses in allen Zügen des edlen Nützligen ausgeprägte Leiden, dieser schmerzhaft-ironische Zug um den zarten Mund scheinen zu sagen: Versagt mir eure Theilnahme nicht; ich leide viel, und werde vor euren Augen noch schmerzhafter empfinden.

Das Erscheinen der deutschen Rachel war auch stets dasselbe; aber es war das der dominirenden geistigen Kraft, der königlichen Herrschaft über ihren Stoff, ihre Umgebung und ihre Hörer. Sie bat nicht, sie forderte, sie schmeichelte nicht, sie gebot; sie war beim ersten Austritt stets das, was die französische Rachel in der „Stuart“ erst wird, wenn sie so unvergleichlich schön die Worte spricht: „Je suis la reine!“ Ja, die Schröder war bei ihrem Erscheinen auch stets dieselbe, aber es war auch immer der sichtliche Ausdruck der geistigen Kraft, der moralischen Größe eines vollwichtigen, in sich eisenfest abgeschlossenen — Charakters; und welchen Charakters! es war immer die Schröder, aber immer das Weib, standhaft erfüllt von gigantischem Willen, voll heroischen Muthes, wie sie dem Bedrucker Hamburgs gegenüber stand, als sie seinem diktatorischen Befehl und all' seinen Bajonetten trotzend, im Angesicht ihrer und ihrer Familien Gefahr, das Anstecken der tricoloren Kokarde verweigerte; wie sie endlich, erweicht durch die Bitten und Thränen ihrer Kollegen, die der Zorn des Diktators mit ihrem und ihrer Familien Untergang be-

drohte, den feindlichen Machthaber noch in ihrer Unterwerfung verböhnte, und vor dem, von französischen Offizieren gedrängt vollen Parterre, gleichsam wie ihnen zum Spott, mit einer ellengroßen französischen Kokarde vor der Brust erschien; dasselbe Weib, das bei der Vollbringung dieses, ihrem Patriotismus fürchterlichen, Opfers aus ihrem enormen Repertoire die „Herberge im Walde“ als einzig mögliche Vorstellung wählte, da sie in ihr nur die zwei Worte: „Um Mitternacht“ zu sprechen hatte, überzeugt, daß ihr empörtes Gefühl der Stimme zu weiteren Aeußerungen die Kraft versagen würde; dasselbe Weib, das, ungerührt von den Danksagungen und Bitten der durch sie Geretteten, nach der Vorstellung die Stadt verließ, zwei kleine Kinder an der Hand, eines an der Brust und zehn Thaler in der Tasche, in tiefer, sternloser Nacht über die Wälle Hamburgs schlich, mit ihrer schmerzlich-süßen Last zu Fuß nach Altona wanderte und von da weiter dem Dränger des Vaterlandes entfloh, fern von ihrer Heimat in Rußland ein Asyl zu suchen. Das war das deutsche Weib! das war der hohe, selbstständige Charakter, das war der glühende Patriotismus, die heilige Weihe der tragischen Kraft, die sich glanzvoll in allen ihren poetischen Gebilden wieder spiegelte; das war Sophie Schröder, das große Weib, die erhabene Künstlerin — die deutsche Rachel! Tod oder vergessen! Ehre ihrem gloriwürdigen Andenken!

Die Französin ist zu sehr Genie, vor Allem zu sehr wahre Künstlerin, als daß das ehrende Andenken an eine todte, oder in bescheidener Verborgenheit lebende ehemalige dramatische Größe sie verlegen sollte; und der Vergleich mit ihr kann sie nur ehren; kommt je eine deutsche Rachel nach Frankreich, so bleibt ihr früh oder spät von ihren Landsleuten eine gleiche ehrende Würdigung gewiß; daß sei sie, als Französin, versichert.

Ich sagte: die Sphäre dieses eminenten Talentes schein mir nicht die „hochtragische“ zu sein, und führte zur Begründung meiner Ansicht, die eigene Wahl der Rollen für ihre Darstellung an; um aber, dem allgemeinen Urtheil der französischen Kritik gegenüber, um in meiner Anschauungsweise nicht barock zu erscheinen, will ich die Gründe anführen, die mich zu dieser Ansicht leiteten.

Bewunderungswürdig in allem, was sie darstellt, steht sie doch eigentlich nur in leidenschaftlichen Ausbrüchen auf der Höhe ihres kolossalen Rufes. Daß sie allen Schattirungen leidenschaftlicher Affekte, von denen der zartesten Schwärmerei bis zu den dämonischen Ausbrüchen entfesselter Wuth, die Krone der Vollendung bildlicher Darstellung aufdrückt, befundet eben ihre hohe errungene Meisterschaft, ihr tiefes Versenken in die Menschenbrust, in Ergründen von deren Leiden und Schwächen. Sie steigt mit sicherem

Fuße in den Krater des menschlichen Herzens hinab, durchspäht mit scharfem Blick die Werkstätte, wo seine Empfindungen sich gestalten, durchwühlt mit fühner Hand all ihre Regungen, verkocht sie in den vulkanischen Elementen der eigenen Brust und schleudert sie, ein speiender Vesuv, mit gigantischer Kraft an das Licht der Sonne. Sie ist die verkörperte Leidenschaft zu nennen. Das stempelt sie zur vollkommensten Repräsentantin der menschlichen Schwäche; denn jede Leidenschaft ist Schwäche, und in diesen Leidenschaften geht sie auf.

Das that auch die Schröder; nicht in diesem Maße, nicht mit dieser intensiven Gewalt, was ein Unterscheidungszeichen der Nationalität sein dürfte, nicht in diesen gewaltsamen Ausbrüchen, was gegen die Traditionen der deutschen Bühne und gegen den Geschmack des Publikums verstoßen würde, — aber dafür beherrschte sie ihren Stoff gewaltiger, und war größer in allem, was die Herrschaft über diese Leidenschaften befundete; der wesentlichste Unterschied zwischen beiden Racheln dürfte darin bestehen, daß die französische durch die Leidenschaften triumphirte, die deutsche dagegen über dieselben, daß mithin jene die unerreichbare Repräsentantin menschlicher Schwäche diese aber die der Kraft und Größe war; ob nun in der menschlichen Brust die Schwäche oder die Kraft die Oberherrschaft behauptet, überlasse ich der Untersuchung der Psychologen, so wie ich es dem Urtheile der ästhetischen Kritik anheimstelle, welcher von beiden Repräsentantinnen, auf gleicher Höhe bewundernswürdiger Vollkommenheit, die Palme gebührt. Mein Gefühl als Deutscher drängte mich nur, fremden Reichthum gegenüber daran zu erinnern, daß wir auch nicht gar so bettelarm wären, und der französischen Rachel mindestens eine deutsche gegenüberstellen können — die große deutsche Sophie Schröder.

Aus Ludwig Börne's Nachlaß.

I.

Männerthränen.

Die Thränen des Weibes erweichen den Mann dem sie fließen, die Thränen des Mannes aber machen das Weib, das sie hervorrufen, nur noch unerbittlicher. Ich will es erklären.

Die Weiber sind gewaltig erpicht auf starke Männer, als erfahrene Artilleristinnen, die wissen, daß Kugeln leichter durch Mauern als durch Wollfäcke dringen. Sie bewundern die zwölf Arbeiten des Herkules um seiner dreizehnten wegen, die, welche er in der Spinnstube der Dymphalia verrichtete.

Hätte er mit Spinnen begonnen und mit dem Neumätschen Löwen aufgehört, wäre er ein ungeschlachter Bengel. Sie lieben kalte Herzen, weil daran durch den Anhauch ihrer eigenen Gluth die Empfindung in schönen Blumen anschließt, wie an Fensterscheiben im Winter. Aus der Keule des Helden schnitzen sie sich tausend Zahnstöcher, um ihre Nebenbuhlerin damit zu ärgern. Den Mann, der die Leidenschaft bekämpft, die sie ihm eingeflößt, achten sie hoch, gelingt es ihm aber sie zu besiegen, dann schelten sie ihn schwach, flatterhaft, treulos. Der Mann soll dem Weibe diese seine Schwäche verzeihen, aber der Verzeihung bedarf sie auch. Ihre Neugierde und ihre Furchtsamkeit ist gleich groß. Sie wollen jeder Gefahr, vor der sie zittern, dennoch nahe treten, sie wollen in alle Abgründe, die an ihrem Wege liegen, herunter sehen, und weil sie ängstlich sind, kann nur ein Geländer von Eisen sie beruhigen. Weil die Weiber jeden Mann männlich finden, den sie lieben, glauben sie, einen schwachen Mann könnten sie nicht lieben. Die Küchenwirthschaft ihres Herzens hat ihre altherkömmlichen Regeln. Sie meinen, die Liebe eines Mannes könne sich nur erhalten, wenn sie in rauhem Essig eingemacht ist. Aber die frische blühende Empfindung in der männlichen Brust bedarf der erhärtenden Säure nicht. Die Weiber erquicken sich ungemein an unterdrückten Thränen, unterdrückten Seufzern, an dem sich sträubenden Troste der Männer; denn sie wissen recht gut, daß der Bogen um so schneller reißt, je mehr er gespannt wird. Dem Weibe gibt, dem Manne nimmt die Liebe den Stolz. Jenes macht sie eitel, diesen bescheiden. Die Weiber finden größere Freude daran, ihre Macht zu zeigen als zu besitzen, darum verschmähen sie den Mann, der sich nicht zur Wehre setzt und nicht durch seine endliche Niederlage die Macht ihrer Reize verkündigt. Nun, sie mögen in Gottes Namen ihrem Triebe folgen, aber sie sollen sich nicht einbilden, daß etwas Erhabenes damit verbunden sei. Es beruht nur auf etwas sehr Gewöhnlichem. Ein zartfühlendes, seelenvolles Weib ist sich freilich bewusst, einem Manne vor dem Andern nicht darum den Vorzug zu geben, weil er sechs Fuß mißt; doch das weiß sie nicht, daß auch Herz und Geist ihre geometrische Länge, ihre Fleisch- und Knochenfülle haben, die das Wesen weder der Schönheit noch der Stärke ausmachen. Auch gibt es eine Charlatanerie des Charakters wie eine des Geistes. Ein Mensch der wenig spricht, wird lange von vielen für einen klugen Kopf gehalten, wie ein Charakter der ruhig ist, für einen starken. Aber kommt es zum Handeln, so zeigt sich die Schwäche des Letztern, wie die des Ersteren wenn es zum Reden kommt. Entschlossenheit, Muth, sind Gaben die den Mann zieren, aber der gewöhnlichste Mensch hat sie mit dem Helden gemein. Wer keine

Wahl hat und nur einen Weg vor sich sieht, wem die Gefahr nur von einer Seite droht, der weiß bald was er zu thun hat und wird leicht zum Sieger. Engherzige Menschen retten sich ohne Kraft, wie in engen Pässen ein einzelner Arm viele Stürmende zurückwirft. Wem aber viele Wege offen stehen, wen die Feinde von allen Seiten umringen, wer ein großes Herz besitzt, tausend feindlichen Empfindungen zugleich zugänglich, der schlägt sich schwerer durch und auch seine Niederlage ist ehrenvoll. Der arme oder karge Manu der nur einen Gast bewirthe, kann ihm leicht einen vollen Becher reichen; aber wer viele Gäste empfängt, kann, und sei er noch so reich und freigebig, nicht jeden Becher bis an den Rand füllen. Ueber eure starken Charaktere die Ihr so hoch verehrt! Stellt sie in eine große Zeit, und Ihr werdet erfahren, wie klein sie sind. Fechterkünste, die auf keinem Schlachtfelde Werth haben. Stellt euern schwachen Menschen einer großen Gefahr, die er zu bekämpfen, einem hohen Preise gegenüber, den er zu erringen hat und eure fecke Verachtung würde sehr kleinlaut werden. Gibt es denn etwas in unserer heutigen Welt, für das man leben oder sterben möchte? Ein Vaterland, ein Gott? Mirabeau war ein lüderlicher Mensch und galt dafür; einige Jahre später, da die Revolution ausbrach, ward er ein großer Man und als solcher gepriesen. Napoleon, fünfzig Jahre früher geboren, wäre ein langweiliger, hartherziger, unliebenswürdiger Mensch gescholten worden.

Ich endige. Darin setze ich meinen Männerstolz, mit keinem Weibe zu kämpfen; es ist viel ehrenvoller und männlicher, sich ohne Schwertstreich zu ergeben. Fließt immer fort ihr Thränen des unglücklich Liebenden, so lange die des Vaterlandes fließen. Sie trocknen Beiden zugleich.

II.

Der Wochenmarkt in St. Price *).

Landleuten erscheint die Stadt, Städtern das Landleben als eine Mummerei. Auch konnte die junge Gräfin Jory gar nicht aufhören mit Lachen, als sie sich und ihren Bruder Heinrich, Körbchen am Arme hängen sah, mit Spargeln, Artischocken, Erdbeeren und andern zierlichen Mundbedürfnissen angefüllt, die sie unter Lust und Scherz und nach wirthschaftlichen Hin- und Herbedingen auf dem Wochenmarkte eingekauft hatten. Ihr Ergötzen stieg, als sie an eine Auster-Bude kamen. Sie hatten die geliebte Speise

*) Geschrieben in Montmorency 1823.

seit acht Tagen, daß sie Paris verlassen, nicht gefo-
stet, und begegneten hier froh und verwundert, unter
einfachen ländlichen Erzeugnissen, dieser städtischen
Mäscherei. Sie verfielen leicht darauf, sich welche öff-
nen zu lassen und sie aus freier Hand und unter
freiem Himmel als Vor-Frühstück zu genießen. Die
Austern-Verkäuferin war ein Weib von riesenhafter
Gestalt. Ihr rother Rock, ihr rothes Kamisol, ihr
rothes Kopftuch, bildeten ein Ganzes mit ihrem
glutrothen Angesichte, und schienen nur eine Ausbrei-
tung und Fortsetzung desselben zu sein. Ihre schwar-
zen Augen dunkelten gleich gelöschten Kohlen aus
dem Brande hervor. Auch ein Mann hätte diesem
Weibe im Dickicht des Waldes nicht begegnen mögen.
Ihr zur Seite stand ein blasses Mädchen von wun-
derlieblicher Gestalt. Schärmerisch süße Lippen,
veilchenblaue Augen, blonde Locken durch welche der
Morgenwind spielte, gaben ihr etwas unaussprech-
lich Rührendes, das der zierlich seidene Nieder und
die um den Hals geschlungene herab tändelnde Ba-
jadere nicht mildern konnten. Mutter und Tochter
trugen lederne Gürtel umgeschnallt, an welchen, von
messingnen Kettchen gehalten, die Austermesser herab-
hingen. Das blasser Mädchen konnte den ledern Ge-
schwistern nicht schnell genug die Schalen öffnen.
„Geschwind, mehr, noch mehr“ rief die ungeduldige
Gräfin dem schwerathmenden Kinde zu. Die Alte
fuhr das Mädchen barsch an: „Was zappelt sie
heute wieder? Hat die Demoiselle noch nicht ausge-
schlafen? Geht's nicht mit dem Messer? Da, nimm
das Meinige, das ist schärfer!“ Das blasser Mädchen
zuckte mit der Hand nach dem Herzen, ihre Lippen
verzogen sich krampfhaft, ihre Augen wurden starr
und todt. Die Alte warf ihr einen stechenden Blick
zu, stieß sie vom Korbe weg und setzte das Werk
selbst fort. Die Gräfin sah mit Widerwillen auf die
groben und schmutzigen Hände, „genug jetzt — sagte
sie — wir wollen keine mehr“. — „Junge Schönheit
— erwiderte die Alte — Sie werden sich doch vor
dem Messer nicht scheuen? Es ist sauber. Der Rost-
fleck da hat nichts zu bedeuten; wir haben zu
Ostern ein Bögelnchen damit geschlachtet.“

Die Gräfin Jory wollte bezahlen; ihr seidenes
Beutelchen fand sich leer, auch das ihres Bruders
reichte nicht; die Markt-Einkäufe hatten das Geld
aufgezehrt. „Es hat gar nichts zu sagen — sprach
das blasser Mädchen mit sanfter Stimme — Sie
können uns auf den kommenden Markttag bezahlen.“
Die Geschwister gingen fort. Nach einigen Schritten
kehrte Heinrich zur Bude zurück und sagte zur Alten:
„Gute Frau, vielleicht führt Euch euer Weg an un-
serm Hause vorbei, es ist das zweite Haus linker
Hand auf dem Wege nach Groslay; Ihr könntet da
wohl einsprechen und unsere Schuld holen. Fragt
nach dem Grafen Jory; die Dame, meine Schwe-

ster, ist seine Gemahlin." Heinrich hatte die letzten Worte mit abgewendetem Kopfe gesprochen, um seine Schwester, die im Gedränge vorausgegangen war, nicht aus den Augen zu verlieren. Da traf ein gellender Schrei sein Ohr. Er blickte hin — das blasse Mädchen lag ohnmächtig über den Stuhl gesunken, die Alte hatte sie mit ihrer linken Hand beim Arme gefaßt, mit der rechten hielt sie ihr Messer gezückt — es war nicht zu entscheiden, ob gegen die Tochter oder gegen den Landmann, der ihr abwehrend in die Arme gefallen war. Der Platz kam in Bewegung, es bildete sich ein Kreis, die Marktleute schimpften und lachten: „es ist die besoffene Françoise, schlägt sie todt“ — riefen die Einen; „sperrt sie in den Eselsstall“ — schrieten Andere. Heinrich wurde weggedrängt und eilte seiner Schwester nach. Er fand sie schon zu Hause angekommen; sie saß mit verweinten Augen in der Laube und hielt einen Brief in den Händen, den ihr der Bote so eben gebracht. Ihr Gemahl schrieb ihr aus Paris, er könne auch heute noch nicht zurückkehren, sein Geschäft sei noch nicht beendet; Morgen komme er unfehlbar.

Die schöne Gräfin Jvry stand im Mai ihrer Ehe, aber die kalte Rechnung der Zeit zählte nur und bezahlte die Schulden nicht. Graue Winterwolken jagten über ihrem Herzen, die Sonne winkte ihr nur mit schnellen Blicken den Frühling zu und sie lauschte vergebens auf das Liebeslied der Nachtigall. Ihr Gatte gehörte zu jenen gefürchteten Männern, welchen sich das geängstigte eingeschlossene weibliche Herz auf Tod und Leben ergibt, harrend, ob man es lieben oder zerreißen werde. Der Graf hatte das Auge und die Tazge eines Löwen; seine Liebkosungen ließen Wunden zurück, seine Küsse waren Dolche. Oft, wenn die heißliebende Braut wie ein Lämmchen an seiner Brust lag und sich sonnte, zischte etwas in ihren Ohren; sie wand sich erschrocken aus seinen Armen, floh weit weg und verbarg ihre Erröthen und ihre Thränen. Der Graf sendete ihr dann einen siegeshöhnischen Blick nach, schwang sich auf sein wildes Ross und jagte fort. Bald kehrte er zurück, streichelte dem harrenden Mädchen die Wange — „lieb ich dich nicht?“ lockte er mit schmelzender Stimme, und die Taube flatterte wieder ihrem Würger zu. Jetzt waren seit wenigen Wochen alle ihre Wünsche erfüllt; aber die höchste war auch die letzte Stufe ihres Glückes. Der Graf zerrte nicht schüchtern und lange am Bande der Ehe; er zerriß es rasch und machte sich frei. Das Haus war ihm nur die willkommene Herberge in der späten Nacht. Wo er herumwanderte, nach welchem Ziele? wußte die Gräfin nicht. Anfänglich dachte sie, er sei dem Spiele ergeben; als aber bald die Ueberzeugung ihr diesen Argwohn nahm, begann sie vor einer Nebenbuhlerin zu zittern. Die Schlangenbrut der Eifersucht wuchs

stärker und stärker in ihrem Herzen heran, bis sie es ausfüllte und zernagte.

III.

Vertrauliche Briefe.

Lächeln Sie nur, ich lächle auch, und wer von uns wird der Gestrafte bleiben? Sie haben meinem frohen Eifer Ihnen zu gehorchen das Versprechen abgelistet, in vielen, recht vielen Briefen vernünftig zu sein, aber welches Unternehmen ist das größere, diese Briefe zu schreiben oder sie zu lesen? Ist es schwerer, Gefühle in Gedanken umzuwandeln, oder dem Herzen unter der Maske des Geistes nachzusehen? Da dieses unentschieden ist, so wollen wir vereint den Himmel anflehen, daß er uns die Kraft gebe, der wir jeder bedürfen, mir: die zu gehorchen, Ihnen: die zu verzeihen.

Womit beginne ich, welchen Stoff werden Sie wählen? Es ist der schönste sobald Sie ihn gewählt. Ich bringe Ihnen nichts, ich bringe Ihnen alles zurück. Wie ein schlauer und verwegener Dieb ein gestohlenes Kleinod zerschlägt, damit es unkenntlich werde und es so zerstückelt dem früheren Besitzer selbst wieder zum Verkaufe bringt; so gedenke auch ich manchen schönen Schmuck, den ich Ihrem reichen Geiste entwendet, zu vereinzeln, ob ich auch immer seinen Werth vermindere, und ihnen dann als das mir Gehörige feck wieder darzubieten. Ich thue es eben jetzt, denn erst gestern geschah's, daß Sie so schön als wahr bemerkten, wie bei allem Reichthum an Weisheit den die Menschheit besitze, die Menschen dennoch darben, weil es der Genius verschmähe seine große Lehre durch Zertheilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen, da ja doch die Sonne selbst ihr erhabenes Licht in Millionen kleine Strahlen aussende, und nur so allein die Welt erwärme und erleuchte. Sie wünschten, allzubeseidene Freundin: die ausübende Weisheit solle sich auf dem Markte zeigen und die lehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem Intelligenzblatte; der Mann solle, um von Männern verstanden zu werden, sich dem Weibe verständlich zu machen suchen. Um wie viel schöner ziert dieser Wunsch Ihre Gesinnung, da dessen Erfüllung Ihnen keinen Gewinn geben kann! Nennen Sie's nicht Herablassung, Erhebung ist's, wenn Männer sich bemühen, Frauen zu belehren, und nicht gefahrlos wird es unternommen. Die Ikarusflügel des männlichen Geistes schmelzen leicht vor dem Blicke der Schönheit und wir stürzen mit aller unserer Weisheit herab, wenn uns nicht innere angeborne Schwingen tragen.

Im Kampfe um die Wahrheit reicht die Kraft des Mannes nicht zu seinem Muth hin, und der Muth des Weibes nicht zu seiner Kraft. Darum erreicht jener nie vollkommen sein Ziel, dieses aber immer mehr als es gehofft und gewünscht, sobald es nur strebt. Das andere Geschlecht tritt überall zu furchtsam zurück. Wissenschaft und Kunst sind Tempel, die, sind sie zwar von Männern allein gegründet und aufgebaut, doch auch Frauen mit gleichen Ansprüchen auf Vortheil und Genuß bewohnen dürfen und sollen. Auch geschieht's. Waren Ihre Fragen, wißbegierige Freundin, nicht oft belehrender als die Antworten die Sie darauf erhielten, und hätte nicht jede andere als Sie die schadenfrohe Bemerkung machen können, daß der Männer Weisheit auf Kredit lebt, den sie der Himmel weiß wodurch sich zu erwerben verstanden? Nicht aus Eigenliebe, nur darum decke ich Ihnen das Geheimniß unserer Schwäche nicht völlig auf, weil Sie selbst dabei zu verlieren wähen.

Die Frucht ist willkommen, weil ihr Mangel schmerzt, die Blüthe ist durch sich selbst erfreulich. Den männlichen Geist ernährt, den weiblichen schmückt die Wissenschaft. Welches ist das schönere Loos? Und glauben Sie ja der Lüge nicht, daß nur der Musen Kindergärtchen, nicht der ernste Hain Apollo's Euch Schwestern aufgeschlossen sei. Der düstere Ernst mancher Kenntniß liegt nur im trüben Blicke des Forschers; nahen sich die Grazien, dann erheitert sich die Wissenschaft. Versuchen Sie es mit jeder, selbst die Logarithmenlehre lächelt Ihnen zu. Logarithmen! Was heißt das, wie verhält es sich damit? O stille, man spricht nicht gerne davon.

Sie wollen die Menschennatur betrachten? O flüchten Sie Ihren Blick vor diesen Mißgeburten mit Schaafsköpfen und Tiegertagen, eilig fort. Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerstört um zu schaffen, die lebende gebährt um zu tödten. So alt ist diese Wahrheit, daß sie zahlos geworden, und doch heißt sie noch jeden der sich ihr nähert. Ich habe es ergrimmt erfahren; da liegt es vor mir in dem heutigen Zeitungsblatte, aber da ich bin wie die Meisten, mit kühnen Gedanken und feiger Zunge, kennend das nächtliche Gespenst, in das uns zu schrecken Menschen von Fleisch und Blut sich verkleidet haben, es verspottend und doch es fürchtend — so muß ich meinen Zorn verbergen. Aber findet sich irgend ein Reimschmied, der eine Fabel dichten will vom kranken Schäfer, wie er den welfen Arm nach einem Labetrunk ausgestreckt seinen Fieberdurst zu löschen, und draußen stehen die Wölfe hohnlächelnd die Zähne

fletschend, und warten auf seinen nahen Tod, um dann in die Hürde einzubrechen und die Heerde unter sich zu theilen, und wie die Schafe gleichgültig wer sie zerreiße dämisch fort grasen. und wie die Janushunde mit doppelten Gesichtern (treue Diener nicht ihres Herrn, sondern ihres Herrn) herüber und hinüber schwänzeln, und auf jeden Fall gefast sind und wie die Füchse im Verborgenen fichern, daß nun bald die Wölfe sich über die Beute entzweien, und die fettesten Bissen am Ende nur ihnen bleiben würden — — Teufel! will irgend ein lahmer Poet so ein Fabelchen machen, dann hole er die Nutzenwendung nur bei mir ab, sie ist allbereits fertig.

Oder, meine Freundin, wollen wir an den vergoldeten Götzen des dummen Pöbels scheu vorübergehen, süßes Vanilleeis essen und alle die lustigen Lieder an Ida lesen die in der Cornelia, der Minerva, der Penelope und im Taschenbuche der Liebe und Freundschaft stehen? Vergebens suchen wir den Scherz. Auch unter Blumen lauert die Schlange. Thut es nicht auch Ihrer Seele wehe, daß so viele reichbegabte Menschen den Strom ihres Geistes in Gedichtchen auströpfeln und mit den ergiebigsten Quellen kaum den Durst eines Kindes zu stillen vermögen?

Oder wollen wir die Menschheit beweinen und die Menschen belachen? Es ist alles eins. Ob wir spotten oder ernst sind, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, am Grabe begegnen wir uns Alle.

Eines ist was nützt: die Klarheit. Eines ist was besänftigt: die Liebe. Ich war etwas wild geworden aber jetzt da ich schließe und Ihrer gedenke, bin ich es nicht mehr.

Quelle und Herz.

Die Quelle zittert aus Wonne,
Wenn aus Osten die Morgenluft weht;
Sie ist verbrannt in die Sonne,
Und weint, wenn sie untergeht.

An des Waldes heimlichster Stelle,
In Schluchten schaurig und wild
Wahrt immer die zärtliche Welle
In Treue das himmlische Bild.

Verschlingt auch der Strom die Kleine,
Sie läßt von der Liebe doch nicht,
Und stiehlt als Küsse wie eine
Verliebte das rosige Licht.

Und bleibe d'e Sonne nur munter,
Der Himmel stets wolkenleer,
Sie träge vom Borne herunter
Dies Bild bis ins ewige Meer.

Mein Herz, mein Herz ist die Welle,
Geliebte verlasse es nicht,
Dann weist es an jeder Stelle
Des Lebens dein rührend Gesicht!

Levitschnigg.

Wie ist's denn eigentlich im Kriege.?

(Aus dem bei H. Geibel in Pest erschienenen „humoristischen Kalender.“)

Im Jahre 1848 antwortete eine Dame in Pest, als man sie um einen Beitrag zur Ausrüstung der Freiwilligen anging:

„Zu was machen denn die Herrn solche Narrheiten? Ich wahrhaftig gebe nichts. Ich liebe den Krieg nicht.“

Ja auch Andere haben den Krieg nicht gerne.

Uebrigens haben Ew. Gnaden gar nichts davon zu fürchten. Der Krieg ist keine so gar fürchterliche Sache.

Eines Morgens, wenn Ew. Gnaden aufwachen, werden Sie von Weitem einen schwachen Kanonendonner hören. Hierauf werden Ew. Gnaden zum Museum hinaufspazieren, dort Sich mit einem Sperngucker umschauen, und weit am Horizonte 4 Dörfer romantisch brennen sehen.

Während des Mittagmahles werden Ew. Gnaden die Nachricht hören, daß der Russe die ungarische Armee geschlagen hat. Abends springen einige bärtige Kosaken-Lieutenants in Ew. Gnaden Salon, verbeugen sich mit aller Ehrerbietigkeit, küssen die Hände, und sagen Ew. Gnaden, daß sie mit 10 Gemeinen hier einquartiert wären.

Ew. Gnaden laden sie zur Soirée ein, die Gemeinen im Salon, die Offiziere im Kabinet; die Gemeinen erhalten Wein, die Offiziere Thee. Dies dauert so 6 Wochen lang, dann zieht die Armee weiter.

Die Gemeinen nehmen aus dem Salon dies und jenes mit; die Offiziere aber lassen dies und jenes im Kabinette zurück. Ew. Gnaden werden eines Abends erfahren, daß der Gemahl zum russischen Staatssekretär ernannt wurde.

So wirds, Ew. Gnaden, während des Krieges sein.

Miszellen.

— Paris. Roger, der berühmte Nachfolger Dupré's hat denn doch nachgedacht, das Schicksal seines großen Vorgängers sich zu Herzen genommen und ist statt nach Hamburg — nach Havre gegangen, wo er in einem Konzert, im Salon Franceati gegeben, ausnehmend gefallen hat.

— Adam's „Giralda“ ist wirklich Zugoper geworden. Der Erfolg ist enorm, und die Einnahme auf der Höhe der Herbst- und Wintermonate. So sind die Prophezeihungen der Presse über den Werth des Poems und der Musik gerechtfertigt, und Scribsteht ein zweiter glänzender Beinamen in dem Compositeur bevor. Wie im Augenblick Scribsteht die Delicen Londons machen, wird bald der Scribste Adam in Aller Munde ertönen.

— In der opéra-comique macht: „Le song d'une nuit“ fortwährend Furore und Kasse. Gesegetes Jahr der Theater-Direktionen — die es zu benutzen verstehen.

— Zur Ausführung des Gesetzes über die Theater-Censur sind folgende Männer ernannt: Zur Prüfungs-Commission die Herren Florent, Caritan, Pellissier, de Menars und Nepveu. Zu Inspektoren: die Herren Boyer, Planté und zum Sekretär Herr Viktor Hallays.

— Madame Taccani, vor einigen Jahren eine Zierde des italienischen Theaters, deren Erscheinung viel Aehnlichkeit mit der Persiani bot, verließ die Bühne, um sich mit dem Grafen Tapca, einem der gegenwärtig berühmtesten Dichter Italiens, zu vermählen. In Folge der Revolution, die so viele Glücksgüter zerstören, ist auch sie wieder dem Beispiele ihrer großen Vorgängerin, der europäischen Berühmtheit, Gräfin Rossi, gefolgt, und ist im Süden Frankreichs, woselbst sie zuerst wieder auf ihr erschien, mit dem Triumphe einer Königin begrüßt worden. Gegenwärtig ist sie in Paris, und entschlossen, von da nach Deutschland zu gehen.

— In Bordeaux hat die Wiederaufnahme von Halévy's „Königin von Cypern“ stürmischen Enthusiasmus erregt, in den sich hauptsächlich der Tenor Lagrave und der Bariton Raynal theilten.

— (Wien.) Die Dichterin Betti Paoli ist dieser Tage von Paris hier angekommen. Wie wir hören, beschäftigt sie sich gegenwärtig mit einem größeren Gedichte, welches in Wien spielt und dessen Held ein Jude ist.